

Dagmar Achleitner

DER WESTEN LIEGT IM SÜDEN

Eine autobiographische Erzählung

Impressum

© 2026 Dagmar Achleitner

Lektorat: Dagmar Achleitner (Tochter), Helga Meditz

Korrektorat: Karin Gilmore

Umschlaggestaltung: Denisa Achleitner

Umschlagabbildung: KI - generiert

Autorinnenfoto: Daniel Astner

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großenbersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99192-500-2 (Softcover)

978-3-99192-499-9 (E-Book)

Hinweis: Dieses Buch basiert auf Erinnerungen und Erfahrungen der Autorin. Zum Schutz der Privatsphäre wurden einige Namen geändert. Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Denisa, Daniela und Dagmar

Meine lieben Töchter!

Meistens werden Familiengeschichten innerhalb der Familie weitergegeben, aber manchmal werden sie auch nach außen getragen. Ich glaube, wir sollten es riskieren.

Aufzeigen, wie wir lebten, wie wir leben mussten – in der Tschechoslowakei, einem Land, das nicht mehr existent ist.

Aufzeigen, was die politische Unterdrückung dort verursacht hat und in einigen Ländern der Welt auch weiterhin verursacht.

Werden jemals alle Menschen in Freiheit leben können?

Die Radiomeldung

Ist es möglich? Alles zurückzulassen? Familie, Freunde, eine neu eingerichtete Wohnung, einen sicheren Arbeitsplatz? Die Tür hinter sich für immer zu schließen und ins Ungewisse aufzubrechen? Geht das überhaupt?

Aber ja doch. Immer wieder flüchteten Menschen aus der kommunistisch regierten Tschechoslowakei. Sie machten Pläne, stellten Überlegungen an, wie so ein gefährliches Unterfangen gelingen könnte. Ich hörte von einem Mann, der seine Möbel verkaufte, seine Kleidung, sogar seine Bücher und Schallplatten. Überall erzählte er, er wolle sein Leben von Grund auf ändern und alles neu kaufen, damit es zu seiner neuen Persönlichkeit passe. In Wahrheit waren es Vorbereitungen - Vorbereitungen für seine Flucht in den Westen. Andere lernten zuerst die Sprache des Landes, in das sie sich absetzen wollten, sparten Geld an, studierten Landkarten. Dachten immer wieder über jedes einzelne Detail nach. Wir nicht. Wir hauten einfach ab. Wobei, das Wort *einfach* stimmt eigentlich überhaupt nicht.

Es war an einem Samstagnachmittag im August 1979. Ich war mit Denisa, die damals fünf Jahre alt war, auf dem Spielplatz. Richard hatte an diesem Tag

Bereitschaftsdienst und musste den Betrieb der Rohrpost in den Witkowitz Eisenwerken überwachen. Zu Mittag hörten wir im Radio die Nachrichten. Richard an seinem Arbeitsplatz, ich zu Hause. Genau dieselben, aber auf beide von uns hatten die Worte eine andere Wirkung.

Ich dachte: Aha, so ist das jetzt.

Richard dachte: Das ist die Chance unseres Lebens.

Als ich mit Denisa vom Spielplatz nach Hause kam, saß Richard bereits im Wohnzimmer auf dem Sofa. Als er mich erblickte, sprang er auf und statt einer Begrüßung fragte er aufgeregt:

„Hast du die Nachrichten gehört? Was sagst du dazu?“

Welche Meldung war so brisant, dass sie nicht nur uns, sondern – wie wir einige Zeit später erfuhren – ziemlich viele Menschen zu einem radikalen Schritt bewog? Die Auswirkungen der zweiten Ölkrise, die durch die Islamische Revolution im Iran ausgelöst worden war, wurden in der Sozialistischen Republik Rumänien besonders spürbar. Es kam zu einem Engpass bei der Versorgung der Tankstellen mit Treibstoff. Darüber hinaus wurde der Treibstoff nur gegen konvertierbare Währung (D-Mark oder US-Dollar) an Ausländer abgegeben. Über diese verfügten die Bürger der Ostblockländer nur äußerst selten. Vor den Zapfsäulen bildeten sich lange Warteschlangen – zu wenig Sprit, keine

Devisen, eine komplizierte Situation. Zudem war Urlaubszeit, viele Fahrzeuge waren Richtung Süden unterwegs. Bulgarien war damals ein sehr beliebtes Urlaubsziel für Menschen aus den nördlichen Bruderstaaten. Wer mit dem Auto nach Bulgarien reisen wollte, musste zunächst Ungarn durchqueren, dann Rumänien. Aber wie kommt man mit dem Auto durch Rumänien, wenn es dort keinen Treibstoff gibt?

Es gab noch eine andere Route, die die Bürger der Ostblockländer aber nicht nehmen durften: die Route durch das heutige Ex-Jugoslawien. Für die Einreise nach Jugoslawien galten strenge Reisevorschriften. Bei der Polizei - die damals nicht so hieß, sondern *Staatliche Nationale Sicherheit* (SNB) – gab es in der Abteilung Pässe und Visa zwei Bereiche: *Sozialistische Länder* und *Kapitalistische Länder/Jugoslawien*. Nach Jugoslawien zu reisen, war zwar nicht so schwierig wie in die westlichen Länder, aber trotzdem nicht gängig. Das muss ich euch ein bisschen näher erklären, meine lieben Töchter. Ein Mensch in der heutigen Zeit kann sich kaum vorstellen, wie das Leben damals in einem von Kommunisten regierten Land war.

Wollte jemand ins westliche Ausland reisen, war dazu eine Reiseanlage, umgangssprachlich Visum

genannt, notwendig. Ein Visum ist die Erlaubnis eines Landes, jemanden einreisen zu lassen. In der Tschechoslowakei und ebenfalls in den anderen Ostblockländern war indessen die Erlaubnis, das eigene Land verlassen zu dürfen, notwendig - eben in Form einer Reiseanfrage. Die zu erhalten, war ein komplizierter bürokratischer Prozess. Darüber hinaus musste eine Bestätigung der Bank über eine Devisenzuteilung vorgelegt werden. Für eine Reise nach Polen oder in die Sowjetunion war wiederum eine Einladung einer dort lebenden Person erforderlich – außer, die Reise wurde von einem Reisebüro organisiert. Allerdings war auch das nicht immer einfach. Bei Gruppenreisen in den Westen sammelten die Reiseleiter die Reisepässe aller Teilnehmer ein und behielten sie bis zur Rückkehr bei sich. Es wurde angenommen, dass sich niemand trauen würde, ohne Reisepass die Gruppe zu verlassen und einen Fluchtversuch zu unternehmen.

Ich war einmal in der DDR, in Dresden. Es war ein Betriebsausflug, da wurde für uns alles organisiert. Damals lag die Frauenkirche noch in Schutt und Asche - ein Kriegsmahnmal. Und einmal verbrachten wir einige Tage in Budapest. In Polen war ich auch, in Kattowitz und in Krakau. Damit endet die Aufzählung meiner damaligen Auslandsreisen auch schon. Mehr war für mich nicht möglich. Das ist der Grund, warum ich so gerne reise und warum ich auch jetzt noch, nach so vielen

Jahren in Österreich, an Orten oder in Städten fremder Länder ergriffen dastehe und mit Tränen in den Augen denke: Ich bin wirklich hier.

Jugoslawien (Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien) war zwar offiziell ein sozialistisches Land, dort war aber trotzdem einiges anders als in den übrigen Ländern auf der falschen Seite des *Eisernen Vorhangs*. Josip Broz Tito hielt alles fest in seiner Hand und beugte sich dem großen Bruder Sowjetunion nicht. *Großer Bruder Sowjetunion* klingt für Deutschsprachige ziemlich eigenartig, aber das Wort Union lautet auf Tschechisch *svaz* und ist maskulin, daher war die Sowjetunion unser großer Bruder. Die politischen Zustände in Jugoslawien machten es für uns nicht so ohne Weiteres möglich, in Titos Land zu reisen.

Das Reisen ins Ausland war für die Tschechoslowaken im Allgemeinen nicht selbstverständlich, mitunter unmöglich. In ein anderes sozialistisches Land zu reisen, war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, aber wenigstens durfte sich die ganze Familie auf den Weg machen. In den Westen zu reisen, war nur unter bestimmten Bedingungen möglich. In den meisten Fällen durfte nicht die ganze Familie ausreisen. Entweder mussten die Kinder oder ein Ehepartner als Pfand daheimbleiben. Damit wollte die offizielle Seite sicherstellen, dass die Reisenden wieder in die sozialistische

Heimat zurückkamen. Blieben sie dennoch im Ausland, hatten die im Heimatland zurückgelassenen Familienmitglieder mit Repressalien zu rechnen. Was kann man sich darunter vorstellen? Diese Menschen wurden in keinen Schlüsselpositionen eingesetzt oder von diesen abberufen, ihre Kinder durften nicht studieren. Es gab eine Menge Möglichkeiten, das Leben der im Land Gebliebenen zu erschweren. Die Flüchtigen konnten alles noch retten, indem sie aus dem Ausland zurückkehrten und öffentlich, am besten in den Fernsehnachrichten, erzählten, wie schrecklich das Leben im Westen sei. Ja, so etwas gab es wirklich. Ich habe selbst solche Berichte gesehen. Die Menschen wollten die Haut ihrer Familienmitglieder und auch die eigene retten. Nur so kann man es begreifen.

Warum flüchteten Menschen aus der Tschechoslowakei, obwohl uns ständig eingeredet wurde, wie gut es uns im Sozialismus im Vergleich zu den Menschen im Kapitalismus gehe? Die ausbeuterischen Methoden der Kapitalisten brachten angeblich nur Elend über die dortige Bevölkerung. Wie war das Leben in der damaligen Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik wirklich?

Fangen wir gleich mit den Landesgrenzen an.

Die Außengrenzen zu Deutschland und Österreich wurden besonders gut bewacht. Da gab es den

sogenannten *Eisernen Vorhang*. Der Eiserne Vorhang schirmte nicht nur die Tschechoslowakei ab, sondern verlief von der Barentssee im Norden bis zum Schwarzen Meer im Süden und teilte Europa während des Kalten Krieges auf einer Länge von zwölftausendfünfhundert Kilometern nicht nur geografisch in den *Osten* und den *Westen*.

Wie kann man sich den Eisernen Vorhang, die damalige Grenzgestaltung, vorstellen? Zunächst gab es ein Vorfeld – ein Sperrgebiet, je nach Gelände in einer Breite von einigen Hundert Metern bis zu mehreren Kilometern. Danach kam ein Graben. Es folgte ein fünf Meter breiter Spurstreifen aus plan gerechtem Sand, damit jede Spur sofort sichtbar wurde, und ein weiterer fünf Meter breiter Streifen für die Patrouillenfahrzeuge. Dann kam der Signalzaun aus Stacheldraht, der unter Hochspannung stand, und schließlich ein Wildzaun. Stellenweise gab es Wachtürme mit Scheinwerfern, Stolperdrähte, Hundelaufanlagen, Minenfelder, Panzersperren. Im Fall von Indizien für eine Fluchtab sicht machten die Grenzwachen unverzüglich von ihren Schusswaffen Gebrauch. Die kommunistische Regierung ließ sich darüber hinaus etwas außerordentlich Hinterlistiges und Grausames einfallen:

Weit vor der eigentlichen Grenze wurden im Landesinneren an manchen Stellen falsche Grenzbefestigungen aufgebaut. Die Flüchtenden freuten sich über die

gelungene Überwindung der Grenze, wurden jedoch später an der echten Grenzlinie sofort verhaftet.

Was ist von einem politischen System zu halten, das seine Bürger hinter einem Zaun aus Stacheldraht einsperrt?

In der Tschechoslowakei wurde selbstverständlich nicht von einem Eisernen Vorhang gesprochen, sondern von einer Schutzeinrichtung, einem antifaschistischen Schutzwall. Die tschechoslowakischen Politiker behaupteten beharrlich, wir müssten uns vor dem Eindringen der feindlichen Kräfte aus dem Westen schützen. Merkwürdigerweise wollte niemand aus den westlichen Ländern flüchten und in die Tschechoslowakei eindringen, in die entgegengesetzte Richtung sehr wohl. Eine Flucht war immer mit beträchtlichen Gefahren verbunden. Nicht wenige wurden dabei verhaftet oder sogar erschossen.

Die kommunistischen Gesetzgeber scherten sich überhaupt nicht um die Menschenrechte. Bei der Abstimmung über die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* im Dezember 1948 in Paris gab es keine Gegenstimmen, dafür acht Stimmenthaltungen, darunter waren die Sowjetunion und auch die Tschechoslowakei. Die Erklärung ist zwar eine rechtlich nicht bindende Resolution der UNO-Generalversammlung, aber die kommunistischen Regierungen einiger Ostblockländer wollten sich dennoch nicht festlegen. Sie wollten selbst

bestimmen, was Menschenrechte sind. Bereits der erste Satz des Artikels 1 (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit):

„*Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren*“ stieß auf Ablehnung. Die Freiheit des Einzelnen – nein, so etwas wurde hier nicht akzeptiert. Alle Formen der Freiheit wurden missachtet: Meinungsfreiheit, Informationsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Reisefreiheit.

Auch über uns wurde nach unserer gelungenen Flucht eine Strafe verhängt. Bei der Gerichtsverhandlung in Abwesenheit der Angeklagten wurden wir zu je achtzehn Monaten Freiheitsstrafe wegen *Verlassen der Republik* verurteilt. Nach der Samtenen Revolution 1989 wurden alle verurteilten Flüchtlinge im Jahr 1990 ex lege, also durch ein neues Gesetz, ohne Antrag rehabilitiert.

Zurück zu der Meldung im Radio. Kein Sprit in Rumänien, infolgedessen keine Durchfahrt möglich. Und jetzt kommt's.

Die Nachrichtensprecherin las den Beschluss der kommunistischen Regierung vor:

„Ab sofort gilt bis auf Widerruf eine vorläufige Ausnahmegenehmigung für eine Durchreise durch Jugoslawien. Alle tschechoslowakischen Urlauber, die mit ihrem Auto auf dem Weg nach Bulgarien sind, dürfen nun Jugoslawien durchqueren. Spätestens nach achtundvierzig Stunden müssen sie Jugoslawien wieder verlassen und in Bulgarien einreisen.“

Das war's.

Die Entscheidung

Richard: „Das machen wir. Wir fahren.“

Ich ganz sachlich: „Wir haben doch kein Auto.“

„Wir leihen uns eins. Aus dem Autoverleih.“

„Du kannst gar nicht Auto fahren.“

„Das werde ich schon schaffen.“

„Wo sollen wir eigentlich hin?“, stellte ich eine nicht unwichtige Frage.

„Egal wohin. Weg von hier.“

„Das ist zu gefährlich.“

„Hier ist es gefährlich“, entgegnete Richard und hatte gleich eine Erklärung parat.

„Die Kommunisten machen hier alle fertig. Man kann auch anders leben. Frei. Ich habe es voriges Jahr in Paris gesehen.“

„Aber dann können wir nie mehr zurückkommen“, gab ich zu bedenken.

„Ja, das stimmt allerdings.“

Es gab Fragen. Es gab Argumente. Ängste, Überlegungen, Träume. Vorschläge und Ablehnungen. Diskussionen ohne Ende. Eines war gewiss: Diese Möglichkeit würde nicht ewig bestehen. In ein paar Tagen könnte die Regierung die Durchreisegenehmigung wieder rückgängig machen. Wenn wir fahren wollten, dann so

bald wie möglich. In den nächsten Tagen. Eine Entscheidung musste fallen, und zwar sofort:

Ja, wir machen es.

Seit dem Tod von Danielka war ich immer noch nicht richtig da. Es war gerade ein halbes Jahr her. Alles lief für mich wie in einem Film ab, ich war dabei die Beobachterin meines eigenen Lebens. Abgemagert, mit schütterem, extrem kurz geschnittenem Haar und Kurzzeitgedächtnisstörungen versuchte ich, den Alltag zu bewältigen. Denisa war mir dabei eine große Hilfe.

„Mama, ich singe ein Lied für Danielka. Und jetzt gehen wir auf den Spielplatz, komm.“

So brachte sie mich immer wieder ins Hier und Jetzt und machte mir dadurch klar, dass ein Kind nicht mehr da war, ein anderes mich hingegen umso mehr brauchte. Für das eine konnte niemand mehr etwas tun, das andere sehnte sich nach Liebe und Aufmerksamkeit. Es ist immer besonders wichtig, auf den schmalen Grat zwischen Trauer und Selbstmitleid zu achten und nicht dorthin zu kippen, von wo es äußerst schwer herauszukommen ist.

Ich konnte nicht in einer tiefen Trauer um das verstorbene Kind versunken bleiben und das lebende und sehr lebhaftes Kind vernachlässigen. Meinem Verstand war das vollkommen klar, nur mein Körper konnte mit der Situation nicht umgehen und rebellierte auf

unterschiedliche Weise. Obwohl ich ständig erschöpft war, brachte der Schlaf keine Erholung. Im Gegenteil, die Nächte waren belastend. In den Träumen fiel ich in völliger Dunkelheit in die Tiefe. Ich fiel und fiel, kam aber nie irgendwo an. Beim Aufwachen freute ich mich, dass der Albtraum nun vorbei war. Nachdem ich meine Augen geöffnet hatte, musste ich aber erkennen, dass der Stubenwagen nicht neben meinem Bett stand und dass es kein böser Traum war, sondern die Wirklichkeit. So fing jeder neue Tag an.

Außerdem verfolgten mich die unsensiblen Worte des Primars im Kinderkrankenhaus. Als er beim abschließenden Gespräch bemerkte, dass ich in Tränen aufgelöst war, herrschte er mich an:

„Ich verstehe überhaupt nicht, warum Sie weinen. Ich habe Ihnen doch bereits vor zwei Wochen gesagt, dass das Kind mit solchen Nieren nicht lebensfähig ist.“ Er war ein zuverlässiger Parteigenosse und das war das Entscheidende, das ihn zum Vorstand der Kinderklinik befähigte.

Das Gedächtnis ließ mich oft im Stich.

„Denisko, habe ich dir schon Frühstück gemacht?“

„Ja, Mama, ich habe doch alles aufgegessen.“

Ob wir bereits einkaufen waren, musste ich nicht fragen. Der Blick in den Kühlschrank klärte mich darüber auf.

Essen konnte ich kaum etwas. Das bereitete meiner Mama große Sorgen und sie versuchte, mich immer wieder zum Essen zu animieren. Einmal stand sie mit einem großen Topf in der Tür.

„Schau, ich habe dir etwas Gutes gekocht - Nieren.“
Ich konnte es in diesem Moment nicht fassen und sagte entsetzt:

„Mama, du weißt doch, dass Danielka an einer Nierenkrankheit gestorben ist!“

Meine Mama hatte für mich etwas Besonderes kochen wollen und Innereien waren schwer zu bekommen.

Jetzt merke ich, wie schwierig es ist, über die damalige Zeit in der Tschechoslowakei zu schreiben. Es kommen so viele Details auf, die kaum jemand versteht, der dort nicht gelebt hat.

Es war nicht möglich, einkaufen zu gehen und die Dinge, die man brauchte oder wollte, in den Einkaufskorb zu legen - Einkaufswägen gab es damals noch selten. Das umgangssprachliche Wort für *einkaufen* war *aufreiben*. „Ich gehe jetzt in die Stadt und schaue, was ich aufreiben kann“, war eine alltägliche Aussage. Viel Zeit war dafür notwendig und besonders viel Geduld. Schlangestehen war an der Tagesordnung. Oft reichte die Warteschlange bis hinaus vor das Geschäft. Da wurden gleich die Letzten gefragt:

„Was gibt es denn?“ Nicht selten kam als Antwort: